



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Beitrag eines deutschen Kolonisten zur Lösung der sozialen Frage

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Beitrag eines deutschen Kolonisten zur Lösung der sozialen Frage*)



ch bin Deutscher und Kolonist. Als solcher wohne ich auf meinem Grundbesitz, den ich vor etwa fünfzehn Jahren erworben habe. Aber wenn ich auch Deutscher bin, so wohne ich doch nicht in einer deutschen Kolonie, aber in einem Lande, das vielleicht noch zu einer solchen werden kann.

Das Klima ist ein tropisches, gemildert durch den starkwehenden Passatwind, der in neun Monaten des Jahres der vorherrschende Wind ist und vom Meere her über mein Haus und Land weht, die Luft rein erhält und die Moskitos verscheucht. Während der übrigen drei Monate des Jahres wehen veränderliche Winde, die sich aber nur von Südsüdosten nach Norden bis Südwesten verändern und ebenfalls von der See her wehen. Ein ausgesprochener Südwind ist selten und bringt dann meist den erwünschten Regen. Neun Monate herrscht gutes Wetter, das nur hin und wieder von Regenschauern unterbrochen wird; in den übrigen drei Monaten treten häufige Regenperioden von drei, sechs und mehr Tagen ein, die der Natur die Kraft verleihen, das ganze Jahr hindurch die Pflanzen wachsend und in frischem Grün zu erhalten. Der mittlere Thermometerstand ist im Laufe des Jahres nur sehr geringen Schwankungen unterworfen; er betrug z. B. im Laufe des Jahres 1889 + 20,6 Grad Reaumur und erreichte seine größte Höhe in der mittlern Temperatur des Monats Januar mit + 21,6 Grad Reaumur, seine geringste Höhe mit + 19 Grad Reaumur in der Mitte des Monats August.

*) Dieser Aufsatz ist keine Erfindung, sondern er ist uns von einem ehemaligen deutschen Offizier, der auf einer der Samoainseln angesiedelt ist, eingesandt worden.

Das Land ist fruchtbar und trägt nicht nur freiwillig, ohne Düngung, alle tropischen Früchte, Wurzelgewächse, Gewürze, Faserpflanzen, Stärkepflanzen, Ölpflanzen, Farbpflanzen, Gerbstoff liefernde Pflanzen, Arzneipflanzen und viele andre Gewächse in großer Menge, sondern infolge der stets wehenden kühlenden Seewinde auch Pflanzen, die man sonst aus den Gegenden bezog, wo der Wärmegrad nicht beständig die hiesige Höhe erreicht, wie Bohnen, Erbsen, Kohl, Gurken, Melonen, Kürbisse, Salat, Rettiche und Radieschen, mitunter sogar Spargel, der aber, da er hier das ganze Jahr hindurch schießt, nur dann gleichmäßigen Ertrag liefert, wenn das alte Kraut von Zeit zu Zeit abgesehritten wird.

Der Urwald liefert die kostbarsten Werk- und Bauhölzer, gutes Brennholz, wilde Schweine, wildes Rindvieh (in früherer Zeit wild geworden), wilde Hühner und sehr fette Tauben einer großen Art, das Meer liefert Fische, und Trinkwasser sprudelt in krystallklaren Quellen am Meeresstrande hervor.

Der Grund und Boden gehörte ursprünglich den Ureinwohnern des Landes, einem schön gebauten, gut beanlagten, heitern, aber unzüglisirten und trägen Völkchen, dem noch vielfach in seinen Anschauungen die Überbleibsel eines alten heidnischen Monotheismus anhängen, der früher in Menschenopfern, Vielweiberei u. dergl. seine Befriedigung suchte.

Da das Land fruchtbar ist und einige Morgen bequem eine Familie ernähren, so liegt der größte Teil des Landes unbenutzt, und der benutzte Teil wird nur einen Tag in der Woche, nämlich — seit englische Missionare hier Einfluß erlangt haben — an jedem Freitag auf einige Stunden bearbeitet. Diese Arbeit von zwei bis drei Stunden an einem einzigen Tage in der Woche genügt den Eingebornen meist, um die Lebensmittel für eine ganze Woche zu pflanzen oder zu ernten. Dabei sind die Eingebornen tüchtige Esser, groß, wohlgenährt und stark. Sie leben meist von ihren Feldfrüchten, und was sie von Fleischnahrung nötig haben, schaffen sie sich durch Fischfang im Meere, durch Schweinejagd (die Schweine werden mit Hunden geheßt) und durch ihre eigne Hühner- und Schweinezucht. Man sieht: die Leute überarbeiten sich nicht, leben genügsam, befriedigen alle ihre Bedürfnisse, sind dabei gesund, kräftig und zufrieden.

Auch ich lebe also hier, arbeite allerdings jeden Tag — infolge alter Gewohnheit mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage — einige Stunden, habe genug Selberzeugnisse zu meinem Leben und kann über einen Teil davon noch anderweit verfügen. Einige Kühe liefern mir Milch und Kälber, meine Schweine liefern mir das Fett für die Speisen, Eier liefern meine Hühner und Enten, Fische liefert mein Fischkanoe, das ein Eingeborner für die Hälfte des Ertrags zum Fischfang führt, Honig liefern meine Bienen, und den Sonntagstaubenbraten liefert die Jagd.

Nachdem ich so ausführlich meine Lage als Kolonist geschildert habe,

wird der Leser fragen, was das alles mit dem Thema zu thun habe, über das ich schreiben wollte. Sehr viel, wie ich nun nachweisen will.

Als ich Deutschland verließ, gab es noch keine deutschen Kolonien; der erste schwache Anfang zur Kolonialpolitik war durch die deutschen Volksvertreter in der Samoavorlage zurückgewiesen worden. Und doch gährte es schon damals unter den Proletariern der Reichshauptstadt und vieler großen Industriestädte Deutschlands.

Die Beendigung des großen deutschen Einigungskrieges hatte viele junge und kräftige Leute aller Stände, die im Kriege verwundet oder durch Leiden, die sie sich im Kriege zugezogen hatten, zur Fortsetzung des Militärdienstes untauglich geworden, im übrigen aber oft noch recht rüstig waren, vor die Wahl gestellt, mit Hilfe ihrer Pension bis ans Ende ihrer Tage zu vegetiren oder aber sich einen neuen Lebensberuf zu wählen. Die Zivilbehörden konnten unmöglich bei der großen Anzahl der Anwärter alle verwenden.

Die aus dem Kriege heimkommenden Studenten kehrten in die Hörsäle, die Lehrlinge zu ihren Meistern zurück, um die seit ein oder zwei Jahren, bei den Angehörigen der Okkupationsarmee sogar seit drei Jahren unterbrochenen Studien und Vorbereitungen für einen Lebensberuf wieder aufzunehmen. Daß die Fortsetzung dieser Studien nach der Zerstreuung des Kriegs und eines längern Aufenthalts im Feindesland nicht leicht war, zeigte der Erfolg: viele dieser Leute erreichten ihr Ziel nicht. Man hörte oft Klagen über verfehlten Lebensberuf, über die Ausichtslosigkeit, eine Selbständigkeit zu erringen, ein eignes Heim zu begründen. Zu diesen beiden Klassen kamen dann noch die, die nach der Rückkehr aus Feindesland an dem militärischen Friedensdienste kein Gefallen mehr fanden. Ihr Mißbehagen nannte man damals scherzweise „Weltschmerz.“ Wenn man sich auch über den Grund dieses Weltschmerzes nicht immer klar war, so zeigt doch die Militärrangliste jener Jahre (1871 bis 1875), daß recht viele sich darüber klar wurden, denn man findet sehr oft die Vermerke: „zu den Reserveoffizieren des xten Bataillons (Landwehr) übergetreten,“ oder „der Abschied bewilligt,“ oder „der Abschied behufs Auswanderung bewilligt.“

Was diese drei Klassen fühlten und was ihre Handlungen leitete, das war nichts anderes, als was jetzt die Proletarier bewegt, und was auch mich bewog, außer Landes zu gehen: der Wunsch, ein eignes Heim auf freier Scholle zu gründen.

Wenn ich so meine jetzige Lage überblicke, dieses Klima, den Grund und Boden und seine Fruchtbarkeit, und die großen, unbebauten Flächen, die der Thätigkeit des Landmanns noch warten, so sage ich mir immer: wie viel glücklicher sind wir hier in diesem Lande als die Leute, die in kältern Gegenden leben, wo man sich neun Monate des Jahres nicht wohlfühlt, wenn nicht der Ofen zum Glücken geheizt wird, wo es Leute giebt, die nicht wissen, wo sie

abends ihr Haupt hinlegen sollen, wo man täglich acht bis zwölf Stunden (zur Zeit der Heu- und Roggenernte oft sogar sechzehn Stunden) arbeiten muß, um sein bißchen tägliche Nahrung zu verdienen, und ich kann es den Leuten nicht verdenken, wenn sie, mit den „sozialen Verhältnissen“ unzufrieden, auf deren Abänderung hindrängen — und je größer das Mißbehagen ist, desto heftiger wird das Drängen sein —, weil sie ihnen nicht erlauben, sich ein eignes Heim zu gründen, ein menschenwürdiges Dasein zu führen, sich täglich wenigstens einmal satt zu essen und für die kalte Jahreszeit das genügende Brennholz und warme Kleidung zu schaffen.

Es kann nur böser Wille, Leichtfinn, Beschränktheit oder empörende Spottlust sein, die den Leuten Religion predigt, statt ihre Lage zu verbessern, die auf die Frage: Was ist Sozialismus? antwortet: „Es ist das Bestreben der untern Klassen, ein Wirtschaftssystem, das bisher in der ganzen Welt sechstausend Jahre bestanden hat, und das von ihnen als ungerecht bezeichnet wird, auf friedlichem Wege durch das allgemeine Stimmrecht oder mit Gewalt zu beseitigen.“ Denn nicht die Verhältnisse der Gesellschaft, nicht die Gesetze, nicht das Wirtschaftssystem oder sonst etwas, sondern die Volksvermehrung ist es, was den Sozialismus geschaffen hat, der nun so lange wachsen wird, bis ein Ausweg gefunden ist. Da die Volksvermehrung nicht mit der Austeilung des Grundbesitzes gleichen Schritt gehalten hat, diese Austeilung bei weitem von der Volksvermehrung überflügelt, der anbaufähige Boden der alten Welt vergeben, eine noch weitere Teilung des Grundbesitzes nur in wenigen Fällen möglich ist, ohne die Produktionskraft des Landes zu schädigen, so sind die Leute unzufrieden und haben ebenso und mit demselben Recht ein Stichwort, nämlich „Sozialdemokratie,“ auf die ihren Interessentkreis bezeichnende Sache geschrieben, wie die „Agrarier,“ die gegen die Geldmacht und die Großindustrie, oder die „Nationalliberalen,“ die für die Geldmacht und die Großindustrie gegen die bestehende Gesellschaft kämpfen, und so fort. Daß der ungebildeten Masse der Grund ihrer Unzufriedenheit nicht klar ist, daß sie in dem Parteigetriebe die Spreu nicht vom Weizen unterscheiden kann, das ist nicht neu, denn sie befindet sich in derselben Lage wie ein Kranker, der nur fühlt, daß er nicht gesund ist, ein bestimmtes Glied aber anzugeben, das ihn schmerzt, nicht imstande ist.

Was ist nun bisher geschehen, um diese Krankheit zu heben, die Sozialdemokratie zu bekämpfen?

Nun, man hat Zugeständnisse gemacht auf Kosten der ländlichen und der gewerblichen „Arbeitgeber“ und hat diese Klassen bis an die Grenze des Möglichen zu Gunsten ihrer Arbeiter belastet, man hat Hilfskassen, Krankenkassen, Altersversorgungskassen gegründet und Zwangsversicherung eingeführt; man hat die Steuergesetze zu Gunsten der untern Steuerklassen geändert, man hat es versucht, den Preis des Brotkorns herabzudrücken, und einige pro-

testantische Prälaten haben sich in das Parteigetriebe gemischt und versucht, durch einen auf Religion gegründeten Gegensozialismus den Brand zu löschen. Die erstern Versuche haben die Unzufriedenheit nicht gemindert, sondern die Massen nur um so begehrllicher gemacht, und der letzte Versuch mit der Haarspalterei zwischen „sozial“ und „sozialistisch“ war zu lächerlich, um eine ernsthafte Kritik zu ertragen.

Nun, sehen wir uns doch einmal in der Geschichte um! Was thaten denn die Römer, als ihre Proletarier unruhig wurden? Sie gaben Acker Gesetze, gründeten Kolonien und verteilten Ländereien. Sie begünstigten die Auswanderung, begünstigten den jedem Menschen innewohnenden Trieb, sich eine freie Heimstätte auf eigener Scholle zu gründen. Sie ermutigten die Auswanderung mehr, als daß sie ihr chikanöse Hindernisse von Polizei- und Verwaltungsbehörden in den Weg gelegt hätten. Sie beschenkten verdienstvolle Leute, tapfere Soldaten, Generale, gute Beamte mit freiem Grundbesitz in ihren Kolonien, und sie fürchteten nicht, daß die Auswanderung ihre Wehrkraft beeinträchtigen würde, denn sie erkannten, daß sich die Einnahmen des Reichs in dem Maße erhöhen würden, als freie Römer in den Kolonien ansässig wären. Sie betrachteten das an ihre Kolonien abgegebene lebende Menschenkapital als ein Kapital, das sich reichlich verzinst, und als die natürliche Wehrkraft der Kolonien.

Da nun einmal die Einrichtungen, Gesetze und Thaten der alten Römer den Deutschen bekannter sind als die Thaten kolonisirender deutscher Kaiser, brandenburgischer Kurfürsten und preußischer Könige, so könnte man sich doch schon an jenen klassischen Heiden ein Beispiel nehmen. Setzt haben wir Kolonien, und es ist nicht mehr nötig, daß die Vereinigten Staaten von Nordamerika oder die australischen Kolonien als Bluteigel an deutscher Volks- und Wehrkraft zehren. Anstatt mit englischem Kapital flott gemachten „deutschen“ Spekulationsgesellschaften große Länderstrecken zu überlassen, sollte man mit vollen Händen Land an Leute geben, kostenfrei geben, die ihrer Wehrpflicht genügt haben, selbst wenn man den Unbemittelten unter ihnen das für den ersten Anfang erforderliche Kapital auf einige Jahre ganz zinsfrei und von da ab zu billigem Zinsfuß bei kleiner jährlicher Tilgung überließe. Man mache doch nur einen Versuch! Der Verlust an Wehrkraft würde sich dadurch ausgleichen, daß diese Leute, wenn nur in zusammenliegenden Landstrecken angesiedelt, der beste Ersatz für eine Schutztruppe sein würden, die jetzt dem Reiche jährlich viele Tausende kostet. Man brauchte ja nicht anfangs gleich Tausende von Reservisten auf diese Weise jährlich anzusiedeln, vielleicht nur von jedem Regiment einen Mann, sodasß man erst einen Kern von Ansiedlern schaffte. Hätte man gefunden, daß sich das Mittel bewährte, daß die mit Land beschenkten es erreichten, sich ein Heim zu gründen, dann könnte man nach einem bis zwei Jahren auf den gewonnenen Erfahrungen weiterbauen, man könnte

daselbe Unternehmen, aber auf breiterer Grundlage, für tüchtige Proletarier aller Berufsclassen, für alle Deutschen, die sich dazu berufen fühlen, Pioniere deutscher Sitte und deutscher Arbeitsamkeit, Ausdauer und Ehrlichkeit zu sein, zugänglich machen. Pensionirten Beamten und Militärs könnte man zu ihrer Pension einen kleinen Landbesitz in den Kolonien anweisen, den sie selbst oder ihre Söhne in Besitz nehmen könnten, und der, falls er innerhalb einer bestimmten Zeitgrenze nicht in Besitz genommen wäre, dem Staate wieder zufiele. Sollten die Führer der Proletarier nicht einmal selbst einen Versuch wagen wollen, ihre blassen Theorien mit einigen ihrer Anhänger in einer deutschen Kolonie auf eigener Scholle in die Wirklichkeit zu übersetzen? Gelänge es ihnen, so könnte man vergangnes verzeihen, denn „Erfolg macht ehrlich“ (*Honesta quaedam scelera successus facit*). Auch Heimstätten für entlassene Verbrecher könnten auf diese Weise beschafft werden, sodas der Entlassene ein neues Leben in einer neuen Welt beginnen könnte.

Die Kosten für eine solche Unternehmung würden durch die Freigebigkeit der Deutschen in der ganzen Welt leichter beschafft werden können, als die, wenn auch gut gemeinten, aber für den beabsichtigten Zweck recht unfruchtbaren Sammlungen für „Abschaffung der Sklaverei,“ denn das die Sklaverei in Afrika nach wie vor blüht, steht doch wohl fest.

Ein solches Vorgehen des Reichs würde zur Folge haben, das die Proletarier einsähen, das die Behörden, die Mitbürger, die Volksvertretung, kurz alle Faktoren der Gesellschaft ihren Wünschen nicht verneinend gegenüberstehen, sondern das die ganze Gesellschaft Anteil nimmt an den Leiden, die ein Hauptglied der Gesellschaft befallen haben, das die Gesellschaft ihnen wohlwill; und das Reich würde ein Kapital nutzbringend angelegt und eine Gefahr beseitigt haben, die die Gesundheit der heutigen Gesellschaft und die Ruhe des Reichs bedroht. Mit Belehrung nach Art Stöckers, Richters oder des Evangelisch-sozialen Kongresses wird niemand überzeugt, geschweige denn der Sozialismus beseitigt, wenn mit der Belehrung nicht materielle Hilfe Hand in Hand geht.

Eine materielle Hilfe kann aber nicht ein Einzelner, eine in ihren Mitteln beschränkte Gesellschaft, sondern die kann nur der Staat gewähren. Die „Arbeitgeber,“ die ländlichen wie die industriellen, fordern und erhalten ja fortwährend Staatshilfe in Gestalt von Schutzzöllen u. s. w., die die Preise ihrer Erzeugnisse in die Höhe treiben oder auf einer bestimmten Stufe erhalten sollen. Warum nicht auch dem Arbeiter eine Hilfe gewähren, die er so nötig braucht, um ein menschenwürdiges Dasein zu führen?

Wenn ich zu Anfang dieses Aufsatzes mein Leben als Kolonist, allerdings nicht als Kolonist in einer deutschen Kolonie, kurz schilderte, so wollte ich zeigen, wie sich das Leben der neuen Ansiedler, die sich dann unter dem Schutze des Reichs anbauen würden, etwa gestalten würde, unter einem Schutze, dessen

Wohlthaten ich leider bisher noch habe entbehren müssen. Es würde ihnen voraussichtlich noch besser gelingen als mir.

Während sich die große Volksvermehrung in Deutschland (wie man sagt, vermehrt sich die Bevölkerung jährlich um mehr als eine halbe Million) bis jetzt als ein Unglück erwiesen hat, würde sie, wenn gut ausgenutzt, Deutschlands Kolonien zu schneller Blüte bringen, würde den Sozialismus für Deutschland ungefährlich machen, das auf Kolonisation verwendete Kapital reichlich verzinsen und dem deutschen Ausfuhrhandel einen großartigen Aufschwung geben.

Dürften wir hoffen, daß diese Möglichkeit recht bald geschaffen werde!



Unser Irrenwesen

2. Die Irrenpflege



Der erste Teil dieses Aufsatzes war den Grenzboten bereits zu-
gegangen, als der Aachener Prozeß wieder einmal die allge-
meine Aufmerksamkeit auf unser Irrenwesen lenkte. Die Miß-
stände, die durch die Gerichtsverhandlungen aufgedeckt worden
sind, haben solche Aufregung hervorgerufen, daß ich den be-
absichtigten Gang meiner Ausführungen unterbrechen und zunächst bei der Be-
trachtung dessen verweilen will, was uns die Mißwirtschaft der Mexianer lehrt.
Ich thue das um so lieber, als mir die zu so trauriger Berühmtheit gelangten
Ereignisse eine vorzügliche Handhabe geben, eine alte Forderung der Irren-
ärzte eindringlicher zu wiederholen und mich zugleich über eine wichtige Seite
der ganzen Irrenfrage ausführlicher zu verbreiten. Meine Erörterungen werden
so recht eigentlich die Fortsetzung des in dem ersten Aufsatz behandelten Gegen-
standes bilden. Hatte ich dort die Behauptung versucht, daß nur der fach-
männisch vorgebildete Arzt den Geisteszustand prüfen und beurteilen könne, so
will ich jetzt zu beweisen suchen, daß auch die Behandlung Geistesgestörter
einzig und allein dem Irrenarzte zusteht, und daß überall, wo sich Unberufene
die Irrenpflege anmaßen, Mißstände die unausbleibliche Folge sind. Zu diesen
Unberufenen gehören aber in erster Linie Geistliche und geistliche Orden, und
eine besonders schlagende Probe geistlicher Laienpsychiatrie ist die Behandlung,
die den Geisteskranken in dem Kloster Marienberg zu teil wurde. Schon die
Versammlung deutscher Irrenärzte, die im Mai 1893 in Frankfurt a. M. tagte,
hatte die Forderung aufgestellt, daß Irrenanstalten nur von Ärzten geleitet